

Klaus-Jürgen Tillmann

„Spielbubis“ und „eingebildete Weiber“ — 13- bis 16jährige in Schule und peer-group

In diesem Beitrag geht es um die Beziehungen zwischen Jungen und Mädchen am Übergang von der Kindheit in die Jugendphase. Mit dem Ende der Latenzzeit und dem Eintritt in die Pubertät sind die 13bis 15jährigen in Kindheitskategorien nicht mehr angemessen beschreibbar, zugleich sind sie aber dem Erwachsensein noch sehr fern. Und auch gegenüber den Erscheinungsweisen der Jugendkultur sind sie noch sehr unsicher, von vielen attraktiven Schauplätzen (z. B. kommerziellen Diskotheken) sind sie noch ausgeschlossen; sie sind — wie *Kieper* (1984, S. 170) es ausdrückt — eine „statuslose Altersgruppe“. Zugleich müssen diese Heranwachsenden aber neue Aufgaben bewältigen und neue Orientierungen gewinnen: Die Distanzierung zum Elternhaus geht einher mit einer zunehmenden Bedeutung der Altersgruppe, die auch als ein Feld der Kontaktaufnahme zum anderen Geschlecht genutzt wird. Der hier angesprochene „Abschied von der Kindheit“ (*Kaplan* 1988) beginnt meist im 12. oder 13. Lebensjahr, wenn die Veränderungen der Pubertät unübersehbar werden. Spätestens mit 16 Jahren, wenn die Pflichtschulzeit beendet ist, sind die Heranwachsenden der Kindheit endgültig erwachsen.

Im folgenden geht es um die Beziehung der Geschlechter in dieser Altersphase: Wie nähern sich Jungen und Mädchen zwischen 13 und 16 einander an, welche Geschlechterverhältnisse werden unter den Altersgleichen in dieser Zeit etabliert? Mit welchen besonderen Problemen sind dabei Mädchen, mit welchen Jungen konfrontiert? Zur Beantwortung dieser Fragen sollen im folgenden die Ergebnisse der bundesdeutschen Schul- und Jugendforschung¹ der 70er und 80er Jahre gesichtet, referiert und interpretiert werden.

1. Die Ausgangssituation

Bevor auf die soeben formulierte Fragestellung eingegangen werden kann, sind die darauf bezogenen Ausgangsbedingungen zu beschreiben: In der *ontogenetischen* Dimension soll knapp skizziert werden, welche Umgangsformen zwischen den Geschlechtern sich in den vorangehenden Phasen der Kindheit finden. In einer *strukturellen* Dimension soll beschrieben werden, welche Bedingungen für die Kommunikation zwischen den Altersgleichen durch ihre Einbindung in Schule und Familie gesetzt werden.

1.1. Die „getrennten Welten“ am Ende der Kindheit

Wenn man einen Blick weiter zurück in die Kindheit wirft, so kann man feststellen, daß bei den Sechsjährigen Jungen- und Mädchenwelten noch nicht getrennt sind. Insbesondere Oswald u.a. (1986, S. 572) haben in ihrer Beobachtungs-Studie an Westberliner Grundschulen (Kl. 1-6) aufgezeigt, daß Erstklässler im Umgang mit dem anderen Geschlecht noch sehr unbefangen sind. So drücken sie ihre Zuneigung auch körperlich aus, indem sie sich z. B. auf den Schoß des/der anderen setzen, sich aneinanderlehnen oder durch Streicheln trösten. Sobald die Kinder aber in die Latenzzeit eingetreten sind (also etwa vom 7. Lebensjahr an), lassen sich solche liebevoll-zärtlichen Berührungen nicht mehr beobachten. In der 4. Klasse, bei den Zehnjährigen, hat sich das Bild dann völlig gewandelt: Kinder des anderen Geschlechts werden nicht mehr unter den besonders guten Freunden aufgezählt. Die peer-groups, die sich bei den Neun- bis Zwölfjährigen herausgebildet haben, sind nun eindeutig geschlechtshomogen zusammengesetzt (vgl. Petillon 1982, S. 415). Obwohl Kinder dieses Alters tagtäglich miteinander umgehen, sind dennoch „die Welten von Mädchen und Jungen deutlich voneinander getrennt“ (Oswald u.a. 1986, S. 563). Zu Ende des zwölften, zu Beginn des dreizehnten Lebensjahrs — also mit Beginn der Pubertät — beginnt sich diese rigide Trennung wieder aufzulockern — allerdings zunächst nur in den Wünschen und Vorstellungen der Kinder: Zwar bekennt sich in der 6. Klasse etwa die Hälfte der Mädchen auch zu Freundschaften mit Jungen, aber gemischtgeschlechtliche Gruppen konnten in diesem Alter noch nicht entdeckt werden. Vielmehr bestehen Jungen- und Mädchengruppen nach wie vor getrennt, aber nun

„paradieren (sie) bei gern gesuchten Gelegenheiten voreinander und versuchen, einander zu beeindrucken. Somit besteht bei den Zwölfjährigen immer noch eine deutliche Grenze zwischen den Geschlechtern. Die Segregation ist noch nicht aufgehoben, beginnt sich aber für eine Minderheit der Mädchen und Jungen zu lockern“ (Oswald u.a. 1986, S. 564).

Anders formuliert: Die meisten 12- bis 13-jährigen bewegen sich zwar nach wie vor in einem geschlechtshomogenen Freundschaftskreis, artikulieren aber deutlich den Wunsch, daß sich dies ändern möge (vgl. Schlaegel u.a. 1975, S. 208). Dies läßt sich auch an der veränderten Umgangsweisen zwischen Schülerinnen und Schülern etwa vom zwölften Lebensjahr an erkennen:

„In beinahe jeder dritten Interaktion gilt jetzt die Aufmerksamkeit dem Mädchen als Mädchen und dem Jungen als Jungen. Es wird geneckt, angedeutet und mit Nähe und Distanz gespielt. Öfter sind die Jungen initiativ, aber Mädchen beteiligen sich durchaus aktiv“ (Oswald u.a. 1986, S. 576).

Damit ist die Situation am Ausgang der Kindheit skizziert: Die „getrennten Welten“ lösen sich auf, das Interesse am anderen Geschlecht setzt sich in tastende, unsichere, zugleich ängstliche wie neugierige Formen der Kontaktaufnahme um.

1.2. Schulische und familiäre Lebenswelt

Für die 13- bis 16jährigen, um die es hier geht, gilt in fast allen Fällen: Sie leben mit ihren Eltern in ihrer Herkunftsfamilie und sie besuchen eine allgemeinbildende Schule. Damit sind die beiden zentralen Lebensbereiche der Heranwachsenden angesprochen:

Die Familie, die emotionale und materielle Sicherheit bietet, aus der man sich nun aber Zug um Zug lösen muß. Und die Schule, in der sich gerade zum Ende der Sekundarstufe I entscheidet, welche Abschlüsse, welche Lebenschancen durch eigene Leistungen erungen werden können. Beide Felder sollen unter dem spezifischen Aspekt des Verhältnisses zwischen Jungen und Mädchen knapp beleuchtet werden.

Schule

Der Übergang von der Kindheit in die Jugend ist in unserer Gesellschaft so eng wie nie zuvor mit der Existenz als Schüler(in) verknüpft: So gut wie alle 13- bis 15jährigen und inzwischen mehr als 70 % aller 16jährigen besuchen eine (überwiegend allgemeinbildende) Vollzeitschule (vgl. *BMBW* 1988/89, S. 18) Dabei setzen zwei durchgängige Merkmale des Schulsystems — die Jahrgangsklassen und der koedukative Unterricht — die zentralen Bedingungen für das Kommunikationsfeld der Geschlechter: In der Schule treten etwa gleichaltrige Jungen und Mädchen tagtäglich in Kontakt miteinander, dort müssen sie sich zueinander verhalten, dort können sie verschiedene Formen von Annäherung und Distanz erproben. Während die Klassen extrem altershomogen zusammengesetzt sind, bietet die Schule insgesamt ein erweitertes Spektrum an. Weil auch Schüler(innen) höherer und niederer Klassen vertreten sind, gibt es die Chance, Beziehungen zu (etwas) Älteren oder (etwas) Jüngeren zu knüpfen. Nun ist die Schule offiziell zwar nicht als „Kontaktbörse“, sondern als zweckgerichtete Institution zur Durchführung von Unterricht angelegt. Für die Schülerinnen und Schüler hat sie aber genau diese doppelte Funktion: In deren subjektiver Sicht geht es nicht nur um „Lernen und Leistung“, sondern auch um soziale Anerkennung, um emotionale Resonanz, um Befriedigung kommunikativer Bedürfnisse. In dem Maße, in dem bei den 13- bis 16jährigen die Gruppe der Altersgleichen wichtiger wird und Kontakte zum anderen Geschlecht verstärkt gesucht werden, gewinnt dieser Aspekt an Bedeutung: Schule als Ort, an dem man Freunde und Freundinnen trifft, an dem auch erotisch eingefärbte Kommunikation stattfindet, wo vormittags die Cliquen-Aktivitäten des Nachmittags abgesprochen werden (vgl. *Gaiser* u.a. 1979, S. 155 ff.).

Nun gilt für die Schule wie für alle anderen Bereiche dieser Gesellschaft, daß sie in das patriarchalisch bestimmte System der Zweigeschlechtlichkeit eingebunden ist (vgl. *Tyrell* 1986). Schülerinnen und Schüler, Lehrerinnen und Lehrer verhalten sich stets *auch* in ihren Geschlechterrollen, dabei wird immer wieder auch männliche Dominanz und weibliche Nachordnung als alltägliche Selbstverständlichkeit erlebt. Allerdings: In der Schule besteht offiziell der Anspruch auf Gleichbehandlung von Jungen und Mädchen, so daß die Mechanismen von Privilegierung und Benachteiligung eher unterschwellig wirksam sind (vgl. *Horstkemper* 1990a). Dabei haben etliche Studien deutlich gemacht, daß sich die „etablier,ten“ Verhältnisse zwischen den Geschlechtern im informellen Bereich der Schüler(innen)cliquen eher noch stärker reproduzieren als im Unterricht selbst (vgl. z.B. *Brehmer* 1982).

Familie

Mehr als 90 % der Jugendlichen, die gegenwärtig tagtäglich die Schule besuchen, leben in ihrer Herkunftsfamilie zusammen mit Vater und Mutter; davon werden etwa 20 % als

Einzelkinder groß, etwa 50 % sind Teil eines Geschwisterpaars, knapp 30 % haben zwei und mehr Geschwister (vgl. *Popp/Tillmann 1990b*, S. 565 f.). Diese Zahlen machen zunächst einmal deutlich, daß trotz vielfältiger Labilisierungstendenzen die „vollständige“ Familie als Lebensort von Jugendlichen ihre dominante Bedeutung behalten hat. Im „Innenverhältnis“ der Geschlechter sind diese Familien nach wie vor nach patriarchalem Mustern organisiert. Dies trifft auf die Arbeits- und Machtverteilung zwischen Vater und Mutter genauso zu wie auf das unterschiedliche Erziehungsverhalten gegenüber Söhnen und Töchtern (vgl. die Literaturübersicht in Kap. 3 dieses Buches). Die zuvor genannten Zahlen lassen außerdem erkennen, daß von einer „Geschwisterschar“ in den Herkunftsfamilien der Jugendlichen längst keine Rede mehr sein kann: Vater, Mutter und zwei Kinder sind gleichsam der bundesdeutsche Normalstandard, etwa die Hälfte der Jugendlichen wächst in dieser Konstellation auf, weitere 20 % als Einzelkinder. Das bedeutet auch, daß nur die Minderheit der Jungen mit einer Schwester, nur die Minderheit der Mädchen mit einem Bruder aufwächst. Damit schwindet für Jugendliche auch ein geradezu „klassischer“ Anknüpfungspunkt für Annäherungen an das andere Geschlecht: Die Freunde der Brüder und die Freundinnen der Schwestern, die in den Jugendtagebüchern bis in die 50er Jahre hinein eine wichtige Rolle spielen, (vgl. z.B. *Küppers 1964*), kommen erheblich seltener vor. Kurz: Die (erweiterte) Familie als Ort, an dem Jugendliche Kontakt zu Gleichaltrigen des anderen Geschlechts knüpfen können, ist weitgehend außer Funktion gesetzt. Die ersten Freundschaften zwischen Jungen und Mädchen werden damit noch häufiger als früher außerhalb des familiären Umfelds geknüpft, viele Heranwachsende halten diese neuen Erfahrungen bewußt von ihren Eltern fern. Sie werden zunehmend als „eigener“ Bereich verstanden, den man zwar mit altersgleichen Freundinnen und Freunden, aber nicht mit den Eltern teilen will (vgl. *Fend 1990*, S. 100). Dieser Wunsch auf eigenständige, von Erwachsenen nicht einsehbare Erfahrungen kollidiert nun häufig mit den Vorstellungen der Eltern, die ihre erzieherische Verantwortung sehen und damit Informations- und Kontrollansprüche begründen. Zu einer Problemzuspitzung kommt es häufig dann, wenn die erste „feste“ Freundschaft zum anderen Geschlecht geknüpft wird: Die elterliche Ausgehkontrolle, die gegenüber den Mädchen nach wie vor deutlich strenger ausgeübt wird, kollidiert dann mit dem Wunsch der Jugendlichen, möglichst häufig und möglichst unkontrolliert beisammen sein zu können. Welche Beziehungen zwischen Jungen und Mädchen sich vor diesem Hintergrund entwickeln — und wie diese eingebettet sind in die Gesellschaft der Altersgleichen — soll zunächst anhand einiger repräsentativer Daten skizziert werden.

2. Die Gesellschaft der Altersgleichen

Allerbeck/Hoag (1985, S. 38) stellten in ihrer repräsentativen Zeitvergleichs-Studie fest, daß zwischen 1962 und 1983 die Cliquenzugehörigkeit von Jugendlichen von 16 % auf 57 % gestiegen ist, und daß die Mädchen dabei inzwischen gleichgezogen haben. Nun wurden diese Ergebnisse zwar bei 16- bis 18jährigen gefunden, doch andere Studien bestätigen diese Entwicklung auch für jüngeren Jahrgänge. So gab in der „Brigitte-Studie“ die Hälfte der 15-jährigen Mädchen an, zu einer Clique zu gehören. 70 % dieser

Cliquenangehörigen trafen sich mindestens zwei Mal pro Woche zu gemeinsamen Unternehmungen (vgl. *Seidenspinner/Burger* 1982, Tab. 73). Ähnliche Werte berichten *Engel/Hurrelmann* (1989, S. 57 f.) für 13- bis 16jährige: 59 % treffen sich mehr oder weniger häufig in einer Clique, um dort die Freizeit zu verbringen. Die allermeisten dieser Freundeskreise (70 %) sind gemischtgeschlechtlich zusammengesetzt. Aus anderen Studien läßt sich entnehmen, daß die Geschlechtermischung der Cliques zwischen dem 13. und dem 16. Lebensjahr deutlich zunimmt (vgl. *Fend* 1990, S. 177 ff.). Insgesamt bewegt sich etwa die Hälfte der 14- bis 16jährigen besonders intensiv im Freundeskreis der Altersgleichen, die anderen sind seltener oder gar nicht in solche Bezüge eingebunden. Was die Cliques-Beteiligung angeht, sind die Geschlechtsunterschiede insgesamt gering, dennoch fallen zwei Punkte auf: Mädchen bevorzugen kleinere Gruppen (bis 6 Personen), während sich Jungen oft in größeren Freundeskreisen bewegen (vgl. *Engel/Hurrelmann* 1989, S. 58); und bei denjenigen, die sich besonders häufig (täglich) in der Clique treffen, ist der Jungenanteil deutlich höher (vgl. *Fend* 1990, S. 224). Diese Einbindung der Jugendlichen in die Gesellschaft der Altersgleichen darf nun keinesfalls mit der Beteiligung an auffälligen Jugendstilen (Punker, Rocker, Skinheads etc.) verwechselt werden. Die Heranwachsenden kennen zwar diese Gruppenstile, haben dazu ihre Meinungen, kommen gelegentlich auch mit ihnen in Kontakt (z.B. beim Fußball), doch an der „Szene“ beteiligt ist in diesem Alter so gut wie niemand (vgl. *Allerbeck/Hoag* 1985, S. 45; *Sander/Vollbrecht* 1985, S. 226 f.). Es geht hier also nicht um auffällige Gruppen der Jugendsubkultur, sondern um eher unauffällige Cliques, die sich in Schule und Nachbarschaft bilden.

In welchem Ausmaß Beziehungen zwischen zwei Jugendlichen innerhalb (oder neben) der Cliquesstruktur eine Rolle spielen, läßt sich anhand der vorliegenden Ergebnisse in etwa einschätzen. Aus der Untersuchung von *Engel/Hurrelmann* (1989, S. 60 f.) geht zunächst hervor, daß fast alle Befragten einen Menschen gleichen Geschlechts als „besten Freund“ bzw. „beste Freundin benennen; in drei von vier Fällen handelt es sich dabei um eine Freundschaft innerhalb der gleichen Schule bzw. der gleichen Schulform. Andere Studien verweisen darauf, daß in diesem Alter Freundschaftsbeziehungen zwischen Mädchen weit häufiger und weit enger sind als zwischen Jungen (vgl. z.B. *Strave* 1984, S. 46; *Breyvogel* 1983). Was die gegengeschlechtlichen Zweierbeziehungen angeht, so beginnen in der Altersphase zwischen 13 und 15 die ersten tastenden Versuche. „Feste Freundschaften“ bestehen häufig nur wenige Wochen, sie sind fast immer in Cliquesstrukturen und -aktivitäten eingebunden. Man trifft sich noch nicht paarweise, sondern in Anwesenheit der gleichgeschlechtlichen peers, die eine Art „Rückversicherung“ bieten. Gemeinsame Treffen werden daher so arrangiert, daß

„sich Paare — ohne die Gruppe völlig zu verlassen — doch ein wenig von ihr zurückziehen, etwa in ein Gebüsch . . . , so daß sie teilweise in Sicht- und Hörweite bleiben und jederzeit Kontakt zur Gruppe wieder aufnehmen können“ (*Projektgruppe* 1975, S. 110).

Diese und andere qualitative Studien machen deutlich, daß die Clique in diesem Alter

„als Übungsfeld, für Liebesbeziehungen (fungiert). Die Clique ist gleichsam ein Reservoir von Freunden und Freundinnen. Man kann nach dem Auseinanderbrechen von Freundschaften wieder in die (gemeinsame) Clique zurückkehren und doch neue gegengeschlechtliche Freundschaften bilden. Die Clique hat aber auch die Funktion einer ‚Anstandsdame‘. Liebesbeziehungen entwickeln sich nicht nur innerhalb der Clique, sondern werden zumindest zum Teil auch in Cliques gelebt“ (*Sander/Vollbrecht* 1985, S. 227).

Etwa 25 % der 13- bis 15jährigen geben an, zum Befragungszeitpunkt einen „festen Freund“ bzw. eine „feste Freundin“ zu haben (vgl. *Jugendwerk* 1975/2, Tab. 71), dabei tritt deutlich ein weiblicher Vorsprung auf: 37 % der Mädchen, aber nur 27 % der Jungen waren im Alter von 14 Jahren schon einmal verliebt (vgl. *Jugendwerk* 1981/1, S. 177), entsprechend häufiger sind Mädchen in diesem Alter „fest befreundet“: 29 % der 15jährigen Mädchen geben an, gegenwärtig einen „festen Freund“ zu haben; zugleich sagen 41 % von ihnen, sie seien „noch nie“ fest befreundet gewesen. Dieser „noch-nie“-Anteil dürfte bei den gleichaltrigen Jungen etwa doppelt so hoch liegen (vgl. *Allerbeck/Hoag* 1985, S. 43; *Seidenspinner/Burger* 1982, Tab. 74). Damit wird deutlich, daß in diesem Alter bei beiden Geschlechtern die „feste“ Freundschaft (noch) nicht die Regel ist, sondern eher eine Ausnahmesituation darstellt: Kürzere Phasen, in denen man (besser: frau) „fest geht“, werden nicht selten von längeren Phasen ohne solche Beziehungen abgelöst. Dementsprechend verbringen auch von den 15jährigen Mädchen die weitaus meisten einen großen Teil ihrer Freizeit mit einer Freundin (68 %) bzw. in einer Clique (32 %); nur 23 % der 15jährigen Mädchen geben an, in ihrer Freizeit häufig mit einem Freund zusammenzusein. Ein Jahr später — bei den 16jährigen Mädchen — steht die Freundin (61 %) nach wie vor an erster Stelle, doch der Freund (33 %) hat nun zeitlich mit der Clique (33 %) gleichgezogen (ebenda, Tab. 72). Die sexuellen Erfahrungen, die in diese Beziehungen zwischen Jungen und Mädchen eingebettet sind, gehen zunächst über „Schmusen“ und „Petting“ kaum hinaus. Erhebungen zu Beginn der siebziger und zu Beginn der achtziger Jahre setzen den Anteil der „Koitusereignisse“ bei den 14jährigen mit ca. 5 %, bei den 15jährigen mit ca. 20 % an, bei den 16jährigen steigt er dann auf ca. 35 %. Während bis in die 70er Jahre hinein die Mädchen im Durchschnitt später als die Jungen ihre ersten Koitusereignisse sammeln, sind diese Geschlechtsunterschiede inzwischen weitgehend verschwunden (vgl. *Schlaegel* u.a. 1975, S. 210; *Jugendwerk* 1985/1, S. 205).

Insgesamt erlauben diese Daten, die sozialen Beziehungen in der Gesellschaft der Altersgleichen wie folgt zu skizzieren: Zwischen dem 13. und 15. Lebensjahr lösen sich die vorher bestehenden geschlechtshomogenen Cliques zunehmend auf, an ihre Stelle treten immer häufiger geschlechtsgemischte Freundschaftsgruppen. Etwa die Hälfte der weiblichen wie der männlichen Jugendlichen dieses Alters rechnet sich solchen Cliques zu und verbringt in ihnen einen erheblichen Teil der Freizeit. Beziehungen innerhalb eines Geschlechts zum „besten Freund“ bzw. zur „besten Freundin“ sind in diesem Alter weit verbreitet, sie kommen bei Mädchen häufiger und intensiver vor als bei Jungen. In diesem Alter treten erste — meist kurzzeitige — Paarbeziehungen zu Angehörigen des anderen Geschlechts auf, bei Mädchen im Durchschnitt früher und häufiger als bei Jungen. In diese Freundschaften sind die ersten, eher zurückhaltenden sexuellen Erfahrungen eingebettet. Daß Mädchen früher und häufiger gegengeschlechtliche Beziehungen eingehen, verweist auf einen wichtigen Aspekt der Geschlechterverhältnisse in diesem Alter — auf den weiblichen Entwicklungsvorsprung —, der in seinen sozialen und psychischen Auswirkungen im folgenden näher betrachtet werden soll.

3. Der weibliche Entwicklungsvorsprung

Daß insbesondere zwischen dem 12. und dem 15. Lebensjahr die Mädchen gegenüber den Jungen einen Entwicklungsvorsprung aufweisen, ist anhand der biologischen Veränderungen (z. B. Längenwachstum, Schambehaarung, Eintritt der Geschlechtsreife) immer wieder nachgewiesen worden (vgl. *Oerter/Montada* 1982, S. 251 ff.). Mädchen sind den Jungen in diesem Alter in der körperlichen Reife im Schnitt ein bis zwei Jahre voraus; dabei gibt es allerdings innerhalb der Geschlechtergruppen große individuelle Unterschiede, auf die ich weiter unten eingehe. Dies führt insgesamt dazu, daß vor allem in den 6. bis 8. Klassen der körperliche Entwicklungsstand der Schüler(innen) höchst unterschiedlich ist: Kindliche Jungen und großgewachsene Männer, knabenhafte Mädchen und „erwachsene Frauen“ sitzen in den Schulbänken nebeneinander, so daß diese Klassen nicht selten einen „grotesken Eindruck“ (*Fend* 1990, S. 140) machen. Dabei besteht aber ein durchgängiger Abstand zwischen der Mehrheit der Mädchen und der Mehrheit der Jungen: So befinden sich in der 6. Klasse 80 % der Mädchen, aber nur 20 % der Jungen zumindest in der Mitte der Pubertät; erst in der 8. Klasse ergibt sich dann eine Annäherung (vgl. *Petersen* 1987).

An dieser Stelle interessieren nicht so sehr die biologischen Fakten, sondern deren soziale und psychische Bedeutungen. *Oerter/Montada* (1982) legen dar, daß es zwar so gut wie keine „unmittelbare Kausalwirkung körperlicher Veränderungen auf psychisches Erleben und Verhalten“ (S. 260) gibt, daß aber bedeutsame *sekundäre* Wirkungen zu beobachten sind: Indem die Jugendlichen — aber auch die Personen ihrer Umwelt — diese körperlichen Veränderungen wahrnehmen, bewerten und darauf reagieren, verändert sich die soziale Situation, sind neue Probleme auch psychisch zu bearbeiten. So führt eine schnellere körperliche Entwicklung dazu, daß frühzeitig eine sexuelle Attraktivität erworben wird. Diese selbsterlebte Attraktivität wiederum gibt mehr Selbstvertrauen, sich auf Angehörige des anderen Geschlechts zuzubewegen. Die dabei entstehenden Partnerschaften können vielfältige Erfahrungen zur Selbst- und Fremdreiflexion liefern, so daß auch eine Beschleunigung der psychischen Entwicklung eintreten kann. In einem solchen Verständnis läßt sich erklären, warum die körperlich früher entwickelten Mädchen im Durchschnitt auch früher „feste“ Freundschaften zum anderen Geschlecht eingehen (vgl. Tab. 1), warum aber auch bestimmte psychische Ereignisse der Adoleszenz bei Mädchen im Schnitt ein bis zwei Jahren früher eintreten als bei Jungen: Ob sinkende Selbstakzeptanz, steigende Selbstreflexion oder hohe Distanz zu den Eltern — während die 13jährigen Mädchen bereits mit all diesen Problemen zu tun haben, stellen sie sich bei den meisten Jungen erst im 15. Lebensjahr ein (vgl. *Fend* 1990, S. 85).

Obwohl die Werte über „feste Freundschaften“ zwischen den verschiedenen Studien differieren (vgl. Tabelle 1), ist die Tendenz doch eindeutig: Mädchen begeben sich im Durchschnitt früher und dann auch weit häufiger in solche Beziehungen als Jungen; dieser Unterschied hält auch über das 16. Lebensjahr hinaus an. Dabei richten die Mädchen ihren Blick allerdings nicht auf die gleichaltrigen Klassenkameraden, sondern auf ältere Jungen innerhalb und außerhalb der Schule: So sind von den 15jährigen Mädchen, die gerade „fest gehen“, nur 19 % mit einem Gleichaltrigen (oder gar Jüngeren) befreundet; 71 % haben hingegen einen Freund, der bereits zwischen 16 und 18 Jahre alt ist (vgl. *Seidenspinner/Burger* 1982, Tab. 74). Zwar liegen keine Vergleichsdaten für Jungen vor, doch

Tabelle 1: „feste Freundschaften“ bei Jungen und Mädchen

	Mädchen mit festem Freund			Jungen mit fester Freundin	
	(1)	(2)	(3)	(2)	(3)
15jährige	29 %	—	—	—	—
16jährige	41 %	27 %	41 %	14 %	24 %
17jährige	53 %	32 %	—	21 %	—
18jährige	61 %	43 %	—	21 %	—

(1) *Seidenspinner / Burger* 1982, Tab. 74

(2) *Allerbeck / Hoag* 1985, S. 43

(3) *Fend* 1990, S. 183

ist an dieser Stelle der Umkehrschluß naheliegend: Wenn Jungen — überwiegend erst ein bis zwei Jahre später — mit einer „festen Freundin“ gehen, so dürfte diese fast immer jünger sein. Diese Altersverschiebung, mit der die Hierarchie der Geschlechter reproduziert wird, läßt sich wohl auf zwei Ursachen zurückzuführen: Zum einen ergibt sich aus dem weiblichen Entwicklungsvorsprung, daß die meisten Jungen der eigenen Klasse als körperlich noch nicht hinreichend attraktiv angesehen werden. Zum anderen greift aber auch hier bereits der männliche Überlegenheits-Imperativ: Zum Freund möchte frau (im wahrsten Sinne des Wortes) „aufschauen“, der Junge möchte Überlegenheit spüren und darstellen können. Beide Bedürfnisse lassen sich am besten befriedigen, wenn der Junge ein bis zwei Jahre älter ist.

Aus dieser altersverschobenen Struktur erotischer Attraktivität ergibt sich, daß in den Klassen 7 bis 9 die Jungen und Mädchen zwar gelegentlich Freizeitaktivitäten miteinander bestreiten (Schwimmbad, Eislaufen), daß sich ansonsten aber ihre Wege nach Schulschluß trennen. Zwar würden die Jungen ganz gern etwas mit den Mädchen ihrer Klasse unternehmen, doch diese Jungen erscheinen den Mädchen „oft als dumm, kindisch, angeberisch“ (*Gaiser u.a.* 1979, S. 156), so daß hier im Klassenzusammenhang eine Kluft entsteht. Dies wird in dem folgenden Gespräch mit Jungen einer 8. Hauptschulklasse sehr deutlich:

„Wir: Wie sind denn so die Mädchen aus Eurer Klasse. Was sind das für welche?“

Wolfgang: Hm, eingebildet wollen wir mal sagen.

Pele: Ja, ich glaub, die Mädchen aus unserer Klasse, die interessieren sich gar nicht für die Jungen aus unserer Klasse.

Wir: Interessieren sie sich für die Jungen aus anderen Klassen?

Mehrere antworten: Ja.

Wir: Oder gar nicht für welche aus der Schule?....

Pele: Die würden am liebsten in die andere Klasse gehen...

Pele: Ich würde sagen, daß unsere Klasse also, unsere Klasse kommt mir ein bißchen minderwertig vor neben den anderen Klassen. Die anderen sind viel größer und älter“ (*Projektgruppe* 1975, S. 114).

Daß die Mädchen der eigenen Klasse als „eingebildet“ bezeichnet werden, wird vielleicht verständlicher, wenn man sieht, wie diese Mädchen über ihre männlichen Klassenkameraden reden:

„Wir: Trefft Ihr Euch manchmal mit Jungen, also daß Ihr da was zusammen unternimmt oder so?“

Birgit: Hm hm (verneinend)

Doris: Das ist gar nicht möglich mit unseren Jungen, also mit denen aus der Klasse, das reinste Säuglingsheim, also wirklich. Unterbrechung durch lautes Lachen.

Birgit: Aber wirklich.

Sigrid: Naja, mit denen kann man nichts unternehmen“ (*Projektgruppe* 1975, S. 114)

Ob die gleichaltrigen Jungen nun als „Säuglingsheim“ oder als „nicht ernstzunehmend(e) Spielbubis“ (*Hübner-Funk/Müller* 1981, S. 177) bezeichnet werden — die Mädchen begründen damit jeweils, warum sie sich für ältere Jungen interessieren. Daß dabei gelegentlich auch das Auto, mit dem man am Wochenende in die Disco fahren kann, eine Rolle spielt, wird gar nicht geleugnet (vgl. z.B. *Hübner-Funk/Müller* 1981, S. 182). Welche Probleme sich daraus aus der Sicht der Jungen ergeben, wird in dem Gespräch mit dem 15jährigen Werner deutlich:

„W:..also, wenn man mit dem Mädchen gehen will, und sie will nicht, das ist dann manchmal echt schwierig, ne, ein Problem ist das.

I: Hast Du da 'n konkretes Beispiel im Auge, wo das mal so gewesen ist?

W: Naja, das war damals so bei der Beatrice, ne, also die wollte ja nichts von mir, das war mir klar, daß das nur für den Abend ist. Aber das Mädchen fand ich extrem gut, sah auch böse stark aus, ne. Und da hatte ich mir in den Kopf gesetzt, vielleicht kommste an die 'ran . Aber das war praktisch nur 'ne Vorstellung, das konnte man nicht realisieren.

I: Und woher kam das?

W: Ja, das kam vielleicht deshalb, weil ich zu jung für sie war; an dem Altersunterschied lag's meiner Meinung nach. Denn ich hab' von meinem Freund gehört, sie fänd mich ja ganz gut, nur ich wär' halt 'n bißchen jung. Und das mögen die Mädchen nich', ne. Mädchen sind von Grund auf zwei Jahre mindestens vorentwickelt als 'n Junge, ne. Und, gut, das versteh' ich auch. Die möchte lieber mit älteren Jungen gehen. Das ist dann praktisch für die 'ne Blamage, ne.....“ (*Kieper* 1984, S. 184 f.)

Weil hier der männliche Überlegenheitsanspruch massiv infrage gestellt wird, haben die Jungen erhebliche Probleme, in ihrem Selbstbild und in ihrem Verhalten damit umzugehen. Sie müssen — wie *Kieper* (1984, S. 176) es ausdrückt — den „Reifungsrückstand“ in ihre Handlungspläne einbeziehen, „ohne sich zugleich als Geschlechtssubjekt zu verleugnen“. Dabei sind die Verarbeitungsformen der Jungen individuell sehr unterschiedlich: Das männliche Rennomiergehabe mit mehr oder weniger erfundenen sexuellen Abenteuern dürfte die bekannteste Form sein. Tatsächlich trauen sich aber nur wenige, die Konkurrenz mit den älteren Jungen aufzunehmen und um die gleichaltrigen Mädchen zu werben. Stattdessen werden körperliche Annäherungen nicht selten in Form aggressiver Übergriffe gegenüber den sonst „unerreichbaren“ Mädchen der eigenen Klasse vorgetragen (vgl. *Projektgruppe* 1975, S. 119 f.). Bei anderen Jungen wiederum finden sich Formen des Rückzugs und der Abwehr gegenüber allen heterosexuellen Eigen- und Fremdansprüchen: Die Angst vor der Annäherung überlagert deutlich die eigenen Triebbedürfnisse (vgl. *Kieper* 1984, S. 178), so daß die Selbstbestätigung in ganz anderen Aktivitätsbereichen (vor allem im Sport) gesucht wird (vgl. *Projektgruppe* 1975, S. 59). Solche Formen der Abwehr sind häufig verbunden mit dem Versuch, die gleichaltrigen Mädchen als „verdorben“ zu etikettieren. So erklärt der 14jährige Frank, er kenne in seiner Klasse ein paar Mädchen, „also, die woll'n immer nur das eine“. Wenn er mit ihnen zusammen sei, fühle er sich „praktisch wie so'n Zuhälter“ (*Kieper* 1984, S. 176).

Ob die Jungen in diesem Alter sich eher zurückziehen, oder ob sie eher auf die Mädchen zugehen, hat (neben anderen Faktoren) wiederum viel mit ihrem körperlichen Ent-

wicklungsstand zu tun: Wenn 14- bis 15jährige Jungen körperlich noch eher kindlich wirken, gehören sie in aller Regel (noch) keiner gemischtgeschlechtlichen Clique an und haben auch (noch) keine „feste“ Freundin (vgl. *Projektgruppe* 1975, S. 155). Damit wird darauf verwiesen, daß es auch *innerhalb* der Geschlechtergruppen individuell sehr unterschiedliche Entwicklungspfade gibt, die erhebliche Bedeutung für das Geschlechterverhältnis haben. Darauf soll im folgenden eingegangen werden.

4. Pfade durch die Adoleszenz

In den meisten Studien — den quantitativen wie den qualitativen — wird deutlich, daß die Jugendlichen dieses Alters in höchst unterschiedlichem Maße auf gegengeschlechtliche Freundschaften und auf die Beteiligung an subkulturellen Aktivitäten ausgerichtet sind. Dieser Unterschied läßt sich plastisch an zwei Mädchen verdeutlichen, die von *Sander/Vollbrecht* (1985) porträtiert werden:

Die knapp 14jährige *Anke* besucht die 8. Klasse der Realschule; sie lebt gemeinsam mit ihrer älteren Schwester bei ihrer alleinerziehenden Mutter. Anke steht in einem Dauerkonflikt mit ihrer Mutter, der sie möglichst alle Informationen über ihre außerhäusigen Aktivitäten vorenthält. Anke sagt, die Clique sei für sie „mehr ein Zuhause als... mein Elternhaus“ (S. 61), dort fühlt sie sich verstanden, dort hält sie sich nachmittags und abends auf. In diese Clique, die überwiegend aus 16- bis 18jährigen besteht, ist ihre Liebesbeziehung zu Stefan eingebunden: „Ich bin immer mit Stefan zusammen, Stefan kennt mich ziemlich gut, ich kenn ihn ziemlich gut,... und wir wissen auch immer, was wir anfangen sollen“ (S. 64). Ankes Freizeitaktivitäten sind auf Genuß ausgerichtet; darunter versteht sie die Eroberung der Plätze und Aktivitäten, die eigentlich den Älteren vorbehalten sind: Diskotheken und Kneipen besuchen, Rauchen, Alkohol trinken, sich erotisch präsentieren. Anke ist stolz darauf, von denjenigen anerkannt zu werden, die einige Jahre älter sind (vgl. 43 ff.).

Die 15jährige *Susanne* besucht die 10. Realschulklasse und lebt zusammen mit ihren Eltern und einem älteren Bruder. Mit allen drei versteht sie sich gut, sie fühlt sich in der Familie geborgen. Abends ist sie häufig zu Hause, dann liest sie oder hört Musik. Oft kommt ihre Freundin Karin, mit der sie auch persönliche Dinge besprechen kann. Susannes Clique sind die Pfadfinder — ein gemischtgeschlechtlich zusammengesetzter Jugendverband, in dem sie sehr aktiv ist. Sie verbringt viel Freizeit in der „Mädchensippe“; dort gibt auch vielfältige Kontakte mit Jungen, aber es gibt keinen „festen“ Freund. Susanne kann erwachsen werden, ohne dies „mit Symbolen des Erwachsenseins: Rauchen, Alkohol trinken und längerem Ausbleiben ihr Älterwerden“ zu dokumentieren (S. 205).

Obwohl Susanne fast zwei Jahre älter ist als Anke, lebt sie in weit weniger Distanz zu ihrer Herkunftsfamilie, ist sie längst nicht so fasziniert von den Orten der Jugendszene, sind gegengeschlechtliche Freundschaften für sie nicht von solch großer Bedeutung. Kurz: Bei beiden Mädchen finden wir sehr unterschiedliche „Entwicklungspfade“, die aus der Kindheit hinaus- und dabei auch in das Feld heterosexueller Beziehungen hineinführen. In ihrer Beobachtungsstudie bei Achtkläßlern ist die *Projektgruppe Jugendbüro* (1975) auf ganz ähnliche Unterschiede gestoßen: Dort wird zwischen einer Mehrheit von „familienzentrierten“ und einer Minderheit von „subkulturorientierten“ Jugendlichen unterschieden. Die familienzentrierten Mädchen und Jungen verbringen sehr viel Freizeit im häuslichen Kontext, darin sind Freundschaften zu Jugendlichen des gleichen Geschlechts häufig einbezogen. Gegengeschlechtliche Beziehungen existieren bei ihnen wohl als geheimer Wunsch, aber nicht in der Realität.

„Sie haben noch so viele Sperrn voreinander, daß jeder Annäherungsversuch vor lauter innerer Anspannung eine anstrengende Angelegenheit ist. So gerät ihnen ihr Verhältnis zueinander, wenn sie sich nicht überhaupt meiden, immer schnell zur Zankerei...“ (ebenda, S. 113).

Von diesen „familienzentrierten“ Schülerinnen und Schülern werden diejenigen Achtkläßler unterschieden, die sich in geschlechtsgemischten Cliques deutlich aufeinander zu bewegen: 19 von 75 Jungen und 13 von 61 Mädchen sind Mitglied eines gemischten Cliquesverbands, der in dieser Studie als „die Subkultur“ bezeichnet wird. Ihr Umgang miteinander wird am besten deutlich, wenn die Aktivitäten an einem ihrer beliebtesten Freizeitorde, dem Freibad, beschrieben werden:

„Sie wollen hier nach Möglichkeit den ganzen Tag ungestört unter sich sein, im Kreis herum lagern, ihren Kassettenrecorder laufen lassen, sich um Freunde beim anderen Geschlecht bemühen, eine Flasche Dornkaat kreisen lassen. Im Wasser geht es ihnen nicht darum, ihre Schwimmleistungen zu trainieren. Sie suchen Gelegenheit, sich freundschaftlich zu balgen, die Anwesenden durch gewollt tolpatschige Sprünge zum Lachen zu bringen, Spiele für mehrere zu erfinden. Die Freibadumgebung bietet der Subkultur eine willkommene Möglichkeit zu leicht erotischen Tätigkeiten wie Schauen, sich sparsam bekleidet zeigen. Körperliche Nähe des anderen Geschlechts suchen sie eher wie zufällig oder auf aggressiv getarnte Art, wie schubsen, festhalten, mit dem Handtuchknoten gegen die Beine schlagen“ (*Projektgruppe 1975*, S. 71).

Die meisten Jugendlichen der Subkultur berichten von einem Freund bzw. einer Freundin, mit der (dem) sie gegenwärtig gehen. Solche Zweierbeziehungen dauern in der Regel nur mehrere Wochen und werden dann durch andere Konstellationen abgelöst. Die damit verbundenen Rivalitäten, Verletzungen, Tröstungen bilden den Konfliktstoff, der in der Subkultur immer wieder zu bearbeiten ist.

Bei der Frage, welche Bedingungen dazu führen, daß sich diese Hauptschüler(innen) eher „familienzentriert“ oder eher „subkulturorientiert“ verhalten, sind die Autoren auf drei Faktoren gestoßen: Neben dem körperlichen Entwicklungsstand spielen die familiären Verhältnisse und die schulischen Leistungen der Jugendlichen eine wesentliche Rolle. Was die körperliche Entwicklung angeht, so ist sie vor allem für Jungen von großer Bedeutung: Wer noch zu klein ist, wer noch zu „kindlich“ wirkt, hat zur Subkultur keinen Zutritt; denn für deren Gruppenidentität kommt es darauf an, die erotisch-sexuellen und körperlichen Attribute des Erwachsenseins öffentlich auszuspielen (vgl. *Projektgruppe 1977*, S. 155). „Kleine“ Jungen sind damit überfordert, sie würden außerdem dem Image der Clique schaden. Während bei den Jungen somit die (noch nicht erreichte) Körpergröße eine Art Ausschlußkriterium darstellt, ist bei Mädchen die Frage des „guten Aussehens“ sehr wichtig; wenn sie dem Ideal (schlank und wohlproportioniert) besonders nahe kommen, so kommt das ihrer Position in der Subkultur sehr zugute (vgl. *Projektgruppe 1975*, S. 54). Nun ist es aber keineswegs so, daß aller Jugendlichen mit den geschilderten körperlichen Voraussetzungen auch eine entsprechende subkulturelle Orientierung aufweisen. Vielmehr treten hier weitere sozio-psychische Faktoren hinzu: Ein negativ erlebtes Familienklima und schlechte Schulleistungen führen offensichtlich dazu, daß die Heranwachsenden schon sehr früh in subkulturellen Cliques eine Identitätsstütze suchen. Positiv erlebte Beziehungen zu den Eltern und Erfolg in der Schule stützen hingegen einen Entwicklung, die sich jenseits der Subkultur bewegt (vgl. *Projektgruppe 1977*, S. 157 ff.).

Diese Beobachtungsstudie in der Hauptschule, die Anfang der siebziger Jahre durchgeführt wurde, wird nun durch eine aktuelle Längsschnittuntersuchung in den 80er Jahren bestätigt: *Fend* (1990, S. 212) findet in einer Stichprobe von zwölf- bis sechzehnjährigen Jugendlichen zwei unterschiedliche „Pfade“ des Durchlaufens durch die Adoleszenz, die er als „erwachsenen- und leistungsorientiert“ (23 %) und als „altersgruppenorientiert“ (35 %) bezeichnet. Das entscheidende Merkmal, das diese Gruppen

unterscheidet, „ist die frühzeitige Distanz zur Kindheit und die ‚Geschwindigkeit‘, in der die Zwischenphase der Adoleszenz durchlaufen wird“ (S. 213). Während sich für die altersgruppen-orientierten „Frühentwickler“ die Adoleszenz als eine äußerst problematische Zeit darstellt, bleiben die familien- und leistungsorientierten „Spätentwickler“² von jugendtypischen Gefährdungen und Konflikten weitgehend verschont. Die angesprochenen Unterschiede lassen sich wie folgt zusammenfassen:

„Frühentwickler“ gehen schon im 13. Lebensjahr auf deutliche Distanz zu ihren Eltern, sie diskutieren ihre Probleme immer seltener zu Hause, stellen zugleich sehr früh Ansprüche auf unkontrollierte Freiräume (z.B. abendliches Weggehen). Besonders ausgeprägt bei ihnen ist die Opposition gegenüber Lehrern, häufig mit Absentismus von der Schule verbunden. Am stärksten unterscheiden sich die beiden Gruppen „beim Integrationsgrad in eine Clique und beim täglichen Treffen von Freunden. Schon als 13jährige sind diese Unterschiede vorhanden, sie vergrößern sich dann ins 16. Lebensjahr hinein“ (S. 230). Während „Spätentwickler“ häufiger gleichgeschlechtliche Zweierbeziehungen innerhalb des schulischen Kontextes pflegen, orientieren sich „Frühentwickler“ an Cliquenaktivitäten außerhalb der Schule. Die Orientierung der „Frühentwickler“ an den Genüssen der Erwachsenenwelt schlägt sich schon bei den 15jährigen in häufiges Rauchen und Trinken, in den fehlenden Ausgehbeschränkungen und im verfügbaren Taschengeld nieder (vgl. S. 165, 218). In diesen Kontext paßt dann auch die weit häufigere, weit frühere Aufnahme gegengeschlechtlicher Beziehungen (S. 214), die wiederum eingebettet ist in begehrenswerte Situationen der Jugendszene: Diskothek, Geld verdienen, Autos und Motorräder sind bei den „Frühentwicklern“ zentrale Gesprächsgegenstände (S. 216). Aus dieser Einbindung, aus diesen Aktivitäten ziehen die „Frühentwickler“ Selbstbewußtsein: Sie halten sich selbst für sozial weit kompetenter als die „Spätentwickler“ und sie haben ein weit positiveres Selbstkonzept, was ihr eigenes Aussehen angeht (S. 215).

Nimmt man nun den generellen Entwicklungsvorsprung der Mädchen und die unterschiedlichen Entwicklungspfade (auch innerhalb der Geschlechter) gemeinsam in den Blick, so kristallisiert sich das folgende Bild heraus: 15jährige Jugendliche, die gemeinsam die Schulbank drücken, sind in ihren heterosexuellen Erfahrungen, sind in der Aneignung der erwachsenen Geschlechterrolle oft „meilenweit“ voneinander entfernt. Dabei finden sich die größten Abstände zwischen den weiblichen „Frühentwicklern“ und den männlichen „Spätentwicklern“. So gibt es 15jährige Mädchen, die in festen Beziehungen zu 20jährigen jungen Männern leben und z.T. bei ihnen wohnen; diese Mädchen

„haben keine Angst vor den sexuellen Ansprüchen, die sich daraus ergeben, und fürchten sich nicht vor der eigenen sexuellen Aktivität“ (Kieper 1984, S. 182).

In den gleichen Klassen finden sich Jungen, die sich zwar in ihren Phantasien mit Mädchen beschäftigen, die aber deutliche Angst vor tatsächlichen Annäherungen haben. Sie bleiben auf Distanz und verteidigen ihre Welt der Jungenfreundschaften „gegen die verfrühenden Zugriffe der Mädchen und Beispiele der älteren Jungen“ (ebenda, S. 178).

Die „Frühentwicklung“ wird von Fend als „Risikopfad“ durch die Adoleszenz bezeichnet; denn diese Heranwachsenden legen das „Gute der Kindheit“ zu früh ab, um das „Schlechte des Erwachsenseins“ zu schnell zu ergreifen (Fend 1990, S. 231). Dieses Risiko bezieht sich zum einen auf die Gefahr des Abgleitens in gesellschaftliche Randpositionen (schulisches Scheitern, Drogen, Kleinkriminalität), es läßt sich aber auch auf den Aspekt der Reflexivität gegenüber gesellschaftlichen Normen und Werten (und damit auch der Geschlechterrolle) beziehen; denn die möglichst rasche „Eroberung“ der erwachsenen Geschlechtergenüsse ist in der Regel mit einer Orientierung an „Macho-“ und „Weibchen“-Stereotypen verbunden. Der Erwerb einer kritischen Distanz gegenüber den herrschenden Geschlechterrollen ist auf diesem Entwicklungspfad jedenfalls besonders unwahrscheinlich.

5. Geschlechterverhältnisse und jugendliche Identität

Abschließend soll versucht werden, die hier referierten Ergebnisse verallgemeinernd zusammenzufassen: Welche neuen Aufgaben stellen sich im Feld der Geschlechterverhältnisse für Jugendliche dieses Alters, welche Widersprüche und Schwierigkeiten sind mit der Bewältigung dieser Aufgaben verbunden — und natürlich: Welche geschlechtsspezifischen Unterschiede sind dabei zu finden?

Jungen wie Mädchen stehen in diesem Alter in der Situation, sich selbst neu begreifen zu müssen: Ihre kindliche Rolle als Junge oder als Mädchen wird nun erotisch eingefärbt, die Gleichaltrigen des anderen Geschlechts werden unter dem neuen Aspekt des potentiellen Partners für sexuelle Aktivitäten interessant, der Selbstwert wird in nicht geringem Maße von der eigenen sexuellen Attraktivität abhängig gemacht. Damit eröffnet sich ein neues, ein zugleich hochspannendes und extrem ängstigendes, ein z.T. nach wie vor tabuisiertes Feld. Für Jungen wie für Mädchen gelten etwa vom 13. Lebensjahr Selbst- und Fremdansprüche, durch die sie zu gegengeschlechtlichen Aktivitäten aufgefordert werden. Dabei spielt der gesellschaftliche Druck zur Heterosexualität als dem „Normalen“ sicherlich genauso eine Rolle wie das Bedürfnis der Heranwachsenden, gerade in diesem (auch lustversprechenden) Bereich die Erfahrungsfelder der Älteren zu erobern. Was die Fremdansprüche — also die Erwartungen der Umwelt — angeht, so gehen sie nicht alle in die gleiche Richtung: Während bei den peers der „Erfolg“ beim anderen Geschlecht erheblich zur Steigerung des Ansehens beiträgt, sind die Erwartungen der Eltern nicht so einhellig: Insbesondere bei sehr jungen Jugendlichen, dort vor allem bei Mädchen, werden heterosexuelle Freundschaften nicht selten unterdrückt und regelementiert. Zugleich gilt aber auch: Wenn die Tochter mit 17 Jahren immer noch keinen Freund hat, beginnen die Eltern, sich Sorgen zu machen (vgl. *Horstkotte* 1985, S. 40). Während somit bei den peers der soziale Druck recht einhellig ist, sind die Erwartungen der Eltern je nach Moralvorstellung und nach Alter und je nach Geschlecht des Kindes sehr unterschiedlich. Nicht wenige — aber längst auch nicht alle — Jugendlichen befinden sich hier in einem Erwartungswiderspruch zwischen peers und Eltern.

Fragt man sich nun, in welcher Weise sich diese Situation für die Mädchen anders darstellt als für die Jungen, so ist auf zwei Zusammenhänge zu verweisen: Die nach wie vor bestehende unterschiedliche Sexualmoral, die mehr verdeckt als offen vertreten wird, und der „Entwicklungsvorsprung“ der Mädchen. Beide Faktoren zusammengekommen bringen für die Mädchen dieses Alters eine besonders schwierige, eine widersprüchliche, eine oft auch konfliktgeladene Situation: Auch Eltern erwarten, daß ihre Tochter nun „zur Frau“ wird, daß sie Schönheit, Anmut und weibliche Reize entwickelt, daß sie „ihren Platz innerhalb der ‚erotischen Kultur‘ findet“ (*Elger* u.a. 1984, S. 100). Zugleich betrachten sie aber genau diese Entwicklung mit Sorge: Die erwachende weibliche Sexualität könnte gleichsam „ungebremst“ durchschlagen, die Tochter könnte „sich wegwerfen“, könnte in den Verdacht der Unmoral kommen. Gefordert wird daher von den Mädchen zugleich „Sittsamkeit“: Sie sollen attraktiv sein, aber nicht aufreizend; sie sollen ihre „Sinnlichkeit“ im Rahmen der „Sittsamkeit“ entwickeln und präsentieren (vgl. hierzu den Beitrag von *Ziehlke* in diesem Band). Im Beziehungsgeflecht der Jugendlichen wird genau dies den Mädchen nun aber besonders

3 schwer gemacht: Weil sie körperlich früher entwickelt sind als Jungen, erleben sie von einem bestimmten Zeitpunkt an, daß sie von älteren Jungen als erotisch attraktiv wahrgenommen werden, daß ihre Weiblichkeit für die (prestigeträchtigen) Älteren interessant ist. Sie erhalten daher relativ früh Angebote und Möglichkeiten, das Feld heterosexueller Aktivitäten zu betreten — und in der Regel dürften sie dabei von den älteren Freunden gedrängt werden, über die (selbst)gesetzten Moralschranken hinauszugehen. Wie sich angesichts dieser Angebote, angesichts dieser Erwartungen „Sittsamkeit“ bewahren läßt, scheint das zentrale Problem zu sein, das Mädchen in diesem Alter mit ihrer neu zu definierenden Geschlechterrolle haben. Über Umgangsweisen mit diesem Problem wird in der Fallstudie der *Projektgruppe* (1975) umfänglich berichtet. So bewachen sich die Mädchen

„gegenseitig streng, daß sich nicht etwa eine mit der Kleidung zuviel Freiheit herausnimmt. Sie manövrieren ständig zwischen dem Wunsch, einerseits alle erotischen Register zu ziehen; andererseits meiden sie aber sorgsam alles, was sie in zweifelhaften Ruf bringen könnte“ (S. 58).

Dieses Balanceproblem wird in der Gruppe der „Subkulturmädchen“ auch zum Thema gemacht: Gemeinsam beraten sie darüber, was bei Kontakten zu Jungen „noch anständig ist“ (S. 109) und was nicht. Das gesamte Problem ist umso dringlicher, als die so definierte „Sittsamkeit“ nicht nur von den Eltern (den Lehrern) erwartet wird, sondern weil auch die Jungen in doppelbödiger Weise die gleichen Bewertungen vornehmen: Sie sind einerseits von den attraktiven Mädchen fasziniert, sind aber zugleich schnell bereit, diesen Mädchen das Etikett der „Hure“ anzuheften (vgl. *Kieper* 1984, S. 177). Für die Mädchen bedeutet das: Sie müssen die eigene Neugier zügeln, müssen mit der neuerworbenen Attraktivität vorsichtig umgehen, müssen Beziehungen zu Jungen begrenzen und dürfen diese nicht zu häufig wechseln — um den „guten Ruf“ nicht zu verlieren. Dies ist der Balanceakt, der von 13- bis 14jährigen Mädchen vor allem verlangt wird, wenn sie sich auf die neue Stufe der Geschlechterverhältnisse begeben.

Vergleicht man damit die Situation der Jungen, so zeigt sich eine deutlich andere Problemlage: Auch sie sind aufgefordert, sich auf das andere Geschlecht zuzubewegen, sich als sexuell erfolgreich zu zeigen, ihnen werden dabei aber kaum Grenzen der „Sittsamkeit“ gesetzt. Häufig wechselnde Beziehungen zu Mädchen, frühe und „weitgehende“ sexuelle Erfahrungen gefährden ja nicht den männlichen Ruf, sondern — ganz im Gegenteil — stärken das Image. Mit dieser Wertorientierung, die vor allem von den männlichen peers gepflegt wird, ist allerdings auch ein Erfolgsdruck verbunden, mit dem viele Jungen große Schwierigkeiten haben. Diese Probleme wiederum sind eng mit dem weiblichen Entwicklungsvorsprung verwoben; denn die heterosexuellen Aktivitäten der Jungen finden ihre Begrenzung nicht in einer moralischen Forderung auf „Sittsamkeit“, sondern in der mangelnden Möglichkeit, für ihre Wünsche die entsprechenden Partnerinnen zu finden: 14jährige Jungen wünschen sich zwar eine „feste“ Freundschaft zu einem Mädchen unter Einbezug erster heterosexueller Erfahrungen, doch in den meisten Fällen bleibt dieser Wunsch ohne Resonanz: Die gleichaltrigen Mädchen sind mit älteren Jungen beschäftigt, die jüngeren Mädchen sind „noch nicht so weit“. Die eigenen Triebbedürfnisse, die gegengeschlechtlichen Kommunikationswünsche finden meist nicht die (in der Phantasie erwünschte) Partnerin. Viele Jungen müssen deshalb in diesem Alter mit der Erfahrung von Nichtbeachtung aufgrund mangelnder körperlicher Attraktivität fertig werden. Eine solche Situation steht in deutlichem Wi-

derspruch zu dem generellen männlichen Überlegenheitsanspruch, die damit hervorgerufenen kognitiven und emotionalen Dissonanzen müssen bearbeitet werden. Viele 13- bis 15jährigen Jungen haben somit einen Balanceakt zu vollbringen, der zwischen Trieb-, Beziehungs- und Prestigebedürfnissen auf der einen Seite und den Erfahrungen eigener Unzulänglichkeit auf der anderen Seite steht. Die unterschiedlichen Strategien, die Jungen dabei einschlagen, habe ich weiter vorn skizziert. Beendet wird diese (sexuelle wie identitätsstützende) „Durststrecke“ meist mit 16 oder 17 Jahren, wenn in einer ersten „festen“ Beziehung mit einem (dann jüngeren) Mädchen die männliche Überlegenheit wieder gesichert erscheint.

Mädchen — so deutet diese Analyse an — verfügen trotz ihrer konflikträchtigen Situation zwischen dem 13. und dem 16. Lebensjahr über die weit besseren Quellen zur Stützung eines positiven Selbstbildes. Denn sie sind nicht nur auf der erotischen Dimension innerhalb der Altersgruppe weit „erfolgreicher“ als die gleichaltrigen Jungen, sie erreichen im Schnitt auch die besseren Schulleistungen (vgl. *Horstkemper* 1987, S. 141 ff.), sind somit auch „offiziell“ erfolgreicher. Umso erstaunlicher ist es, daß die Mädchen auch in dieser Phase ihre „Erfolge“ nicht selbstwertrelevant umsetzen können: Ob beim Leistungsselbstbild, beim Begabungsselbstbild oder bei der Ich-Stärke, auch in diesem Alter weisen die Jungen im Schnitt die besseren, die höheren Werte auf (vgl. *Horstkemper* 1987, S. 111 ff.; *Fend* 1990, S. 124). Der weibliche Prestigevorsprung in dieser Phase, der Vorsprung an erotischem und an schulischem „Erfolg“ scheint demnach nicht auszureichen, um eine Geschlechtersozialisation, die in dieser Gesellschaft generell auf weibliche Nachrangigkeit ausgerichtet ist, hinreichend zu kompensieren.

Anmerkungen

- 1 In diese sekundäranalytische Betrachtung wurden alle bundesdeutschen Repräsentativstudien der 70er und 80er Jahre und alle für unsere Thematik relevanten qualitativen (Fall-)Studien des gleichen Zeitraums einbezogen. Dabei wird die (sicher nicht unproblematische) Unterstellung gemacht, daß es trotz des historischen Wandels in dieser Zeit möglich ist, all diese Untersuchungen aufeinander zu beziehen und zu einem gemeinsamen Bild zusammenzufügen.
- 2 Die Begriffe „Früh-“ bzw. „Spätentwickler“ sind hier nicht biologisch (miß-)zuverstehen. Sie beschreiben vielmehr das frühe / intensive bzw. späte / distanzierte Eintreten in die „Jugendzene“.